

Nr. 172. Bromberg, den 14. August 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.
(2. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Der den Korb bekam.

Klaus Sander schwenkte seiner eintretenden Haushälterin ein Telegramm entgegen.

„Ich verreise, Frau Kemelmeier. Packen Sie für etwa vierzehn Tage Zeug in den großen, gelben Koffer. Der schwarze, rindlederne geht gleichfalls mit. Karl soll die Dinger in einer Stunde abholen und an den Lindauer D-Zug bringen."

Die Haushälterin, der solch unerwartete Entschlüsse nichts Neues waren, verließ das Zimmer.

Sander, dessen schlanke, geschmeidige Figur in einer weinroten Flauschjoppe stak, wanderte, mit auf den Rücken gelegten Händen, durch den Raum, die unvermeidliche Shagpfeife im Mundwinkel. Er war um fünf Jahre jünger als Peter. Seine sporttrainierte Gestalt und zusammengerissene Haltung verriet noch immer den gewesenen Offizier. Er hatte ein energisches, wettergegerbtes Gesicht, braune, aus der Stirn gekämmte Haare und wie Peter die kühngeschwungene Nase der Sander, eines alten, südbayerischen Geschlechtes. Augenblicklich grub sich ein nachdenklicher Zug um seinen glattrasierten Mund; denn das Telegramm der Schwägerin beschäftigte ihn.

Alles in allem war Klaus ein Typ, wie ihn Frauen bevorzugen, die das spezifisch Männliche lieben. Er hatte viel Glück bei den Frauen besessen. Bloß bei einer nicht. Gussy! Eine Wolke überschattete seine klugen, lebhaften Augen.

Die Niederlage von damals stand unvergessen in ihm und hatte seinem offenen, liebenswürdigen Gesicht den Stempel besinnlichen Ernstes aufgeprägt. Das ließ ihn älter erscheinen, als er war. Zugegeben, sein unbekümmertes Draufgängertum, sein souveräner Leichtsinn hatte seit den letzten vier Jahren einen bedeutsamen Stoß erlitten.

Klaus Sander war ein anderer geworden, seit ihn Gussy von Thüngen verschmäht hatte.

Klaus wippte die Stummelpfeife zwischen dem prachtvollen Gebiß und gab seinen Gedanken Audienz:

„Peter verschwunden, hm?! Das war schwer zu begreifen. Spurlos auch noch, wie Gussy sich ausdrückte! Ein ausgewachsener Mensch von Gardemaß und einer geradezu spleenigen Korrektheit! In Lugano, bitte, und nicht etwa in den Abruzzen. Gab's das? Es war wirklich schwer zu begreifen ... Gussy drahtete es. Wie er sie kannte, war ihr eine Übertreibung kaum zuzutrauen. Sie war ein kühles, zielbewußtes Persönchen und von Hysterie meilenweit entfernt. Man mußte ihr schon glauben, wenn sie die Sache so dringend machte ...

Man mußte Peter helfen. Und ihr. Das war klar.

Er unterbrach seine Wanderung, setzte sich an den Schreibtisch und stützte das Kinn in die Hand.

„Wie gnädig, daß die Schwägerin doch auf mich verfallen ist!" dachte er spöttisch. Ein Rest gekränkter Eitelkeit zitterte in ihm nach; die Enttäuschung über den damaligen Korb war noch immer nicht ganz verschwunden. Er hatte Gussys aufreizende Blondheit zu sehr geliebt. Sans Pharase. Ihr „Nein" hatte ihn damals aus allen Himmeln gestürzt ...

Dann schämte er sich dieser unfairen Regung und hielt sich vor: „Gerecht sein, bitte! Kann man es Gussy verübeln, daß sie ein Leben an der Seite des abgeklärten Peter einem solchen mit mir Windhund vorgezogen hat? Was war ich denn? Ein Suitier, der allen Mädeln die Köpfe verdrehte, ein leichtsinniges Huhn, das spielte, ritt und die Moneten zum Fenster hinauswarf. Bist selber schuld, alter Junge, daß dir die bildsaubere Baronesse von Thüngen durch die Lappen gegangen ist!"

Er schob den Stuhl zurück und erhob sich. Wie er zu handeln hatte, darüber gab es keinen Zweifel. Hinfahren und sich der Schwägerin zur Verfügung stellen; das war selbstverständlich, Anstandssache, Verwandtenpflicht. Daß man dabei Gussy unter die Augen treten und alte Wunden aufreißen mußte, war bitter, jedoch nicht zu vermeiden. War schließlich eine Läpperei, wenn es um ein Menschenleben ging.

„Man muß den beiden unter allen Umständen helfen", wiederholte er sich. Und empfand plötzlich die unlösliche Verbundenheit mit dem älteren Bruder, den er trotz allem liebte.

Er trat an das Fenster des großen, geschmackvoll eingerichteten Herrenzimmers. Das grüne Karee der Theresienwiese sah zu ihm herauf. Die Bavaria lehnte sich an ihren Löwen ... Es war Juni. Kinder spielten vor dem Haus. Kleine, mit zwei, drei Jahren ... „Wenn Gussy gewollt hätte, könnte man selbst — — —." Er dachte den Satz nicht zu Ende und schalt sich ärgerlich einen Narren.

Dann machte er kehrt und lenkte seine Schritte zu einem der großen, eichenen Schränke, die da und dort die stoffverkleideten Wände des Zimmers bedeckten. Er entnahm ihm eine Tasche, die ein regelrechtes Einbrecherinstrumentarium enthielt. Nachschlüssel, Drähte, Bohrer, Sägen, sogar ein kleines Knallgasgebläse war dabei. Die Tasche legte er zu unterst in einen schwarzen Rindslederkoffer mittlerer Größe, den er auf die Reise mitzunehmen gedachte. Darüber kamen diverse Kostüme, ein öliger, beschmutzter Monteurkittel, ein kümmerlicher Gehrock, die Bluse einer alten Frau und anderes. Obenauf legte er ein Kästchen mit Schminkutensilien, Mastix, Benzin und vielerlei Perücken und Bärten. Er packte das alles mit einer gewissen Sorgfalt ein und dachte sich:

„Für vorkommende Fälle; man kann nie wissen. Wenn Peter ohne diesen Apparat zum Vorschein kommt, um so besser."

Während er sich eine neue Pfeife stopfte, ließ er seinen Blick durch den Raum gehen. Die Wände waren mit Jagdtrophäen, Seemannsandenken, malayischen Dolchen und arabischen Flinten übersät. In Vitrinen standen lächerliche Götzen von den Sundainseln, chinesische Vasen in Specksteinschnitzerei, japanische Lackarbeiten und eine Elfenbeinpagode aus Bombay. Große Ledermappen bargen Kunstblätter und wertvolle Stiche. In einer Ecke war aus Gebetsteppichen, eingelegten Tischchen, silberner Ampel und Nargileh ein türkischer Rauchwinkel geschaffen. Das ganze Zimmer war angestaut mit einer grotesken Vielheit wundervoll überflüssiger Dinge, die wie Haschischrausch wirkten. Man brauchte sie nur anzusehen, dann verfiel man unweigerlich in phantastische Träume.

Klaus liebte diesen Raum mit einer sonderbaren Inbrunst. Es gab Tage, wo er sich hier förmlich vergrub und der Einsamkeit irgendeine neue Idee abrang.

Klaus blies das Streichholz aus und dachte:

„Wenn Gussy glaubt, ich fahre bloß deshalb durch den Gotthard, um ihr ein paar onkelhafte Ratschläge zu erteilen, ist sie auf dem Holzweg. Wenn die Sache mit Peter so liegt, daß die Polizei mit ihr befaßt werden muß, dann soll die

Schwägerin ihre blauen Wunder an mir erleben und den Beweis erhalten, daß aus dem ehemaligen „Windhund" ein ganz respektabler Jagdhund geworden ist!"

Er kramte den Inhalt der letzten Jahre aus seiner Erinnerung. Der Fall Gussy bedeutete in seinem Leben tatsächlich einen scharfen Trennungsstrich und die Abkehr von dem „alten Adam". Gleich nach jenem Korb war er allerdings wütend gewesen und hatte seine Enttäuschung zu ertränken gesucht. Aber diese Kindereien überwand er bald. Er besaß zuviel Geschmack, um sich auf die Dauer in solcher Weise mit dem Leben auseinanderzusetzen. Er nahm sich an die Kandare und begann zu arbeiten, nein, zu schuften. Mit einer berserkerhaften Verbissenheit. Nur um zu vergessen. Er lernte Sprachen, saß über Büchern, ging in Vorlesungen über Chemie und Physik, kroch in Kriminalmuseen und Anatomiegewölben herum, befaßte sich mit Verbrecherpsychologie und Hypnose, absolvierte einen Kursus als Fährtenleser und Verwandlungskünstler, stöberte mit Hilfe eines Bekannten in den Polizeiarchiven umher — und suchte im übrigen — Gussy zu vergessen.

Sein fabelhaftes Gedächtnis, sein Kombinationsvermögen, sein Anpassungstalent und nicht zuletzt ein sportgestählter Körper unterstützten ihn bei diesen Bestrebungen. Er arbeitete planvoll und mit Lust, aus purem Interesse, aber ohne eigentliches Endziel. Die jeweilige Aufgabe genügte nicht. Er hatte nie die verwegene Idee, ein Gentlemandetektiv oder ein Sherlock Holmes werden zu wollen. Sein Dasein sollte einen Inhalt haben, sollte nicht leer laufen, das war alles.

Er lebte, als gäbe es weder Sekt noch Austern auf der Welt. Er zog sich von seinen Bekannten zurück. Das trug ihm den Ruf eines angehenden Sonderlings ein, was er mit Gelassenheit hinnahm. Ein paar originelle Ideen, die er in der Einsamkeit des „grotesken Zimmers" ausgebrütet hatte, wurden von der Münchener Polizeibehörde beifällig aufgenommen und zur Erprobung in Dienst gestellt. Er nützte der Allgemeinheit. Das erfüllte ihn wochenlang mit Befriedigung. Irgendwo in Oberbayern besaß er als Erbteil eines Verwandten ein ansehnliches Gut, das — von einem tüchtigen Verwalter bewirtschaftet — ihm sorglos zu leben gestattete. Hohenaltheim hieß es.

In diese Verhältnisse hinein platzte Gussys Telegramm. Nicht eben wie die sprichwörtliche „Bombe", aber immerhin ziemlich unerwartet. Der Verkehr mit Peter und seiner Frau war, wie gesagt, auf ein Minimum beschränkt. Auf offizielle Gelegenheiten und so, an denen man nicht gut vorbei konnte. Dieses Telegramm schuf so etwas wie einen „Fall Sander" und nachträglich das große Ziel für die geleistete Arbeit der letzten vier Jahre. Man konnte zeigen, was man gelernt hatte. Man konnte Peter in Gussys Arme legen und ihr demonstrieren, was man für ein Kerl war. Das letztere allerdings zu spät.

„Alter Esel!" titulierte sich Klaus und ärgerte sich über diese kindische Galoppade.

„Ernsthaft!" dachte er. „Man muß sich selber den Beweis liefern, daß noch nicht alles Wind an einem ist. Armer Peter! Ich will tun, was in meinen Kräften steht, was menschenmöglich ist. Wenn dich ein Sterblicher finden kann, finde ich dich!" Er murmelte das vor sich hin. Ohne Überhebung, von wirklichem Selbstvertrauen gesteift.

Was mag Peter zugestoßen sein? grübelte er unablässig. Wo Peter die Vorsicht und Güte selber ist! Mein Bruder ist doch kein Mann, sich leichtfertig in uferlose Abenteuer zu stürzen . . . Man kam an kein Ende, wenn man anfing, über diese irrsinnige Geschichte nachzudenken. — — —

So kam es, daß Klaus Sander wenige Stunden später gen Süden fuhr in der unerschütterlichen Absicht, seinen verschwundenen Bruder um jeden Preis herbeizuschaffen.

Er ist ein anderer geworden.

Als Klaus am nächsten Morgen dem Gotthardexpreß in Lugano entstieg, sichtete er schon von weitem den goldblonden Schopf seiner Schwägerin unter einem duftigen Florentinerhütchen. Da er seine Ankunft gedrahtet hatte, war Gussy selbstredend am Bahnhof.

Die erste Begrüßung beschränkte sich auf einen wortlosen Händedruck. In beiden gewitterte es. Beide suchten nach passenden Ausdrücken. Es galt, eine vierjährige Kluft zu überbrücken.

Das tiefe Blau von Gussys Augen schimmerte feucht und war mit feinen Schleiern verhängt. Sie sah angegriffen aus. Hilflos. Diese rührende Hilflosigkeit machte sie doppelt schön und verlieh ihr in Klausens Augen den Nimbus einer tizianischen Madonna. Gussy war die erste, die sprach.

„O Klaus, das ist alles so furchtbar! Nicht wahr, du hilfst mir Peter suchen?" Dabei umschloß sie impulsiv des Schwagers braune Hand mit dem Griff ihrer schlanken, rosigen Finger.

„Natürlich tue ich das, Gussy, natürlich! Deswegen bin ich ja hergekommen," versicherte er freundlich und fühlte das letzte Restchen Groll zerschmelzen.

„Hab' Dank, Klaus! . . . du nimmst mir eine große Sorge vom Herzen. Schließlich seid ihr ja doch Brüder, wenn ich auch zwischen euch stehe. Es ist schön von dir, daß du das Peter nicht entgelten läßt." Sie schlug offen die Blicke zu ihm auf.

Klaus machte beschämt eine abwehrende Bewegung:

„Laß gut sein, Gussy. Selbstverständlichkeiten sind nicht der Rede wert. Und das andere — — —, wollen wir begraben. Du bist mit Peter glücklich geworden, das ist die Hauptsache. Aber nun erzähle! Wie ist denn alles gekommen?"

Sie berichtete.

Unterdessen stiegen sie von der Bahnhofsterrasse durch die Kühle gepflasterter Gassen hinab in die Stadt, die Klaus von einem früheren Aufenthalt her bereits kannte. Zuweilen glitt sein Blick über die zierliche Gestalt der Schwägerin, die gesenkten Hauptes neben ihm herschritt. Was sie sagte, war eine Apotheose des Gatten und ließ erkennen, wie lieb ihr Peter in den wenigen Jahren ihrer Ehe geworden war. Klaus stellte mit Befriedigung fest, daß nicht etwa nüchterne Reflexionen, sondern wahre Neigung ihre damalige Wahl bestimmt hatten. Das gereichte ihm zum Trost, und er verzieh jetzt vieles, was er ehedem durch die Brille gekränkter Eitelkeit anders gesehen hatte.

Als Gussy zu Ende war, meinte er:

„Man muß vor allem das Hotelzimmer durchsuchen, dann das Personal ausforschen, und die Spur nach dem Kai verfolgen. Später können wir dann auf die Präfektur. So sehr ich auf das Ergebnis der hiesigen Polizei gespannt bin, möchte ich mir doch vorher eine selbstgefaßte Meinung bilden."

Die Schwägerin sah groß zu ihm auf.

Klaus erklärte ihr lächelnd, womit er die letzten vier Jahre in München ausgefüllt habe, und daß er entschlossen sei, die Angelegenheit, soweit angängig, selbst in die Hand zu nehmen. „Vorausgesetzt, daß du damit einverstanden bist?" schloß er.

Sie nickte.

„Kopf hoch, Gussy!" tröstete er. „Ein Mensch wie Peter läßt sich nicht einfach aus der Weltgeschichte ausradieren."

Sie warf ihm einen dankbaren Blick zu. Der klare, feste Klang seiner Stimme tat ihr wohl. Das Fünkchen Hoffnung brannte heller. Der eindeutige Wille des Mannes neben ihr war Geborgenheit, in die man sich flüchten konnte.

Während sie dem Hotel zuschritten, mußte Gussy immerzu denken:

Dieser Klaus ist ein anderer geworden, ein ganz anderer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ruf nach Wanderungsfreiheit.

Zur Völkerwanderung der Gegenwart.

Von Arthur Ramke.

Im Frühjahr 1924 trat auf Anregung Italiens in Rom die erste internationale Wanderungskonferenz zusammen. Die Bedeutung des Ein- und Auswanderungsproblems für fast alle Kulturländer kam in der außerordentlich zahlreichen Beteiligung zum Ausdruck; nicht weniger als 58 Staaten hatten ihre Vertreter entsandt. Schon vor dem Kriege verursachte die moderne Völkerwanderung den Regierungen manche Sorge. Die Bestrebungen, zu internationalen Vereinbarungen zu gelangen, führten aber zu keinen praktischen Ergebnissen. Infolge der wirtschaftlichen Zerrüttung Europas komplizierte sich das Wanderungsproblem, und alle Lösungsversuche stießen auf unüberwindliche Hemmnisse. Die Einwanderungs- wie die Auswanderungsländer sind natürlich bemüht, aus der modernen Völkerwanderung den größten Nutzen zu ziehen. Die Staaten, die gezwungen sind, wertvolle Volksteile für lange Zeit oder für immer in andere Länder abwandern zu lassen, wollen ihre Volkskraft möglichst dorthin abgeben, von wo für das Heimatland wirtschaftliche Vorteile zu erwarten sind. In der letzten Zeit hat namentlich Italien versucht, seine Auswanderungspolitik nach solchen Gesichtspunkten zu leiten.

Wie eng die Wanderungsfragen mit der allgemeinen Politik zusammenhängen, und zu welchen Konflikten sie führen können, zeigt deutlich das italienische Beispiel. Aus diesem Grunde kam auch die römische Konferenz über allgemeine Erörterungen nicht hinaus. Die vierzehntägige Beratung förderte zwar wertvolles Material zutage; es wurden auch zahlreiche Beschlüsse gefaßt und den Regierungen unterbreitet, aber bis heute hat noch kein Antrag der Konferenz Eingang in die Gesetzgebung der Staaten ge-

funden. Das, was der erste Wanderungskongreß erreichte, war für den Anfang immerhin genug, denn es gipfelte in der Festellung, daß die Formen der Auswanderung und die Reglementierung der Einwanderer sich mit den Grundsätzen der modernen Kultur- und Wirtschaftsauffassung nicht mehr vertragen. Diese Tatsache hat auch die zweite Internationale Wanderungskonferenz beschäftigt, die kürzlich in Havanna tagte. Es waren dort vierzig Staaten vertreten, unter denen eine Anzahl nur diplomatische Beobachtungsposten besetzt hatte, während andere Länder sich nur aus Repräsentationsgründen vertreten ließen. Die Gründe hierfür liegen in den politischen Schwierigkeiten, die vorläufig noch der internationalen Regelung entgegenstehen. Die letzte panamerikanische Konferenz in der kubanischen Hauptstadt bildete in gewissem Sinne den Vorläufer der zweiten Wanderungstagung; denn sie befaßte sich ebenfalls mit Wanderungsfragen und stellte Leitsätze auf, die aber nicht einmütig gebilligt wurden. Die Nordamerikanische Union, die jede internationale Regelung ablehnt, setzte hier den Antrag durch, daß fortan in amerikanischen Ländern nur Einwanderer mit Arbeitskontrakten zugelassen werden sollen. Gleichzeitig wurde von nordamerikanischer Seite gefordert, daß den Einwanderern, die im Besitze gewisser Barmittel sind, die Vergünstigungen aus der Einwanderungsgesetzgebung nicht mehr zu gewähren sind. Diese einseitige Stellungnahme Nordamerikas setzt sich über die wirtschaftlichen Erfordernisse der anderen Länder des amerikanischen Kontinent aus egoistischen Beweggründen hinweg; sie läßt die historische Entwicklung der Landesverfassungen außer acht und versucht die interne Gesetzgebung dieser Staaten zu beeinflussen. Obwohl z. B. Argentinien und die Vereinigten Staaten auf demselben Kontinent liegen, könnte die Problemstellung ihrer Einwanderungsgesetzgebung nicht entgegengesetzter sein.

Die Gegensätze in der Wanderungspolitik kamen auch bei der zweiten Konferenz in Havanna zum Ausdruck. Der Ausgang der Beratungen erweckt keine großen Hoffnungen auf baldige Verbesserung der Auswandererverhältnisse und auf einheitliche Regelung der internationalen Wanderungsfragen. Die Vertreter der einzelnen Staaten sind politisch nicht unabhängig genug, um ihren Wünschen den nötigen Nachdruck zu verleihen und die Verhältnisse ungeschminkt zu schildern, was allein zur Klärung der Probleme und zur Abstellung der ärgsten Mißstände beitragen kann. Die Absicht der nordamerikanischen Delegierten, ihre Meinung über die gesetzliche Regelung der Einwanderungsfragen als allgemein verbindlich durchzudrücken, scheiterte. Die Mehrheit der Konferenz konnte sich nicht dem Standpunkt anschließen, daß die Einwanderungsgesetzgebung ausschließlich Sache jedes Einwanderungslandes sei, also zu den inneren Angelegenheiten gehöre, in die sich niemand einzumischen habe. Diese Haltung der Konferenz ist verständlich, denn es handelt sich bei diesen Verhandlungen ausdrücklich um die internationale Regelung der Wanderungsfragen. Die Anwesenheit der nordamerikanischen Delegierten verhinderte größere Fortschritte nach dieser Richtung hin. Innerhalb des begrenzten Verhandlungsrahmens verblieben aber noch eine Reihe wichtiger Aufgaben, die mehr humanitären Charakter tragen und sich mit der äußeren Lage der Auswanderer beschäftigen. Die Anregungen, die den Regierungen und Parlamenten unterbreitet werden sollen, lassen noch viele Wünsche offen. Hier werden aber im Laufe der Zeit Verbesserungen in der Fürsorge durchzusetzen sein, die den Auswanderer besonders während der Wanderung unterstützen.

Das Ergebnis der zweiten Wanderungskonferenz gibt noch keine eindeutige Antwort auf die Frage, ob die Zusammensetzung der Konferenz die Lösung der Wanderungsfragen hemmt oder fördert. Die Wanderung, die in engem Zusammenhang mit der fortschreitenden Technisierung des Produktionsprozesses steht und in die Zukunft weist, umschließt Probleme politischer, wirtschaftlicher und kultureller Art. Die Konferenzvertreter müssen entweder absolute Unabhängigkeit besitzen oder aber mit ausreichenden Vollmachten ihrer Regierungen versehen sein. Die bisherigen Verhandlungen trugen daher nur vorbereitenden Charakter. Die Vorarbeiten konnten aber jetzt als abgeschlossen gelten. Der Lebensraum zahlreicher Völker wird immer enger, während in überseeischen Ländern fruchtbares Land für Millionen vorhanden ist. Um die übervölkerten Erdstriche zu entlasten und neuen Kulturboden zu erschließen, ist Wanderungsfreiheit notwendig, die den Auswanderer aus kulturell hochstehenden Staaten nicht mehr allein als Kulturdünger bewertet. Der europäische Völkerkessel steht unter starkem Druck. Das Ventil der Wanderungsfreiheit wäre zwar nicht als einziges, aber auch nicht als letztes Mittel geeignet, eine erneute und weit folgenschwerere Explosion zu verhüten.

Die bösen Launen des Wettergottes.

Aus allen Ecken Europas kommen Sturmnachrichten, aus allen Gegenden Klagen über das unbeständige und kalte Sommerwetter. Überall hat der Sturm schwere Schäden angerichtet, Gewitter von einer Heftigkeit, wie sie bei uns sonst selten sind, gingen nieder. Aber seien wir froh, daß die Launen des Wettergottes in Europa nicht so verhängnisvolle Formen annehmen, wie in tropischen Gebieten und in Amerika, wo die gefürchteten Wirbelstürme, die Tornados, alljährlich Riesenopfer an Gut und Blut fordern. Die Heftigkeit der hier vorkommenden Wirbelstürme ist in keiner Weise zu vergleichen mit den amerikanischen Wirbelstürmen, deren Weg gekennzeichnet ist durch Trümmerhaufen und Hunderte von Menschenopfern.

In den Vereinigten Staaten werden die Schäden, die alljährlich durch Tornados entstehen, auf rund 20 Millionen Dollars veranschlagt. 250 bis 300 Menschen fallen ihnen im Durchschnitt jedes Jahr zum Opfer. Gegen den Tornado gibt es keinen Schutz. Ist es gelungen, die Gefahren des Blitzes durch die Erfindung des Blitzableiters fast ganz abzuwehren, so steht die Wissenschaft dem Wirbelsturm bisher machtlos gegenüber. Der Tornado rast nicht stunden- oder tagelang wie der Orkan oder der Cyklon über weit ausgedehnte Gebiete, sondern er hat eine lokale Begrenzung und nur kurze Dauer, aber eine um so furchtbarere Wirkung. In Europa sind Wirbelstürme glücklicherweise sehr seltene Erscheinungen, die aber dennoch von Zeit zu Zeit vorkommen. So wurde Schweden im Juli 1899 von einem gewaltigen Tornado im Gebiete von Boras heimgesucht, dem 26 Jahre später, im August 1925, ein zweiter Wirbelsturm folgte. In den Annalen der Meteorologie ist ein Tornado verzeichnet, der am 19. August 1828, also genau vor einem Jahrhundert, in der Nähe von Dieppe ausbrach. Er wurde als einer der stärksten Wirbelstürme aller Zeiten, die man in Europa bemerken konnte, genau beschrieben: „An diesem Tage, der schwül und drückend war, erschien plötzlich über der Spinnerei eine Windsäule von gewaltigem Umfang. In einigen Minuten waren die Fabrikgebäude, in denen mehrere hundert Arbeiter beschäftigt waren, zertrümmert, die unglücklichen Menschen in die Luft gehoben und mit furchtbarer Gewalt wieder auf den Boden geschleudert. Schwere Balken sausten durch die Luft, als wären es Streichhölzer. Starke Steinmauern krachten zusammen wie Kartenhäuser, Dächer wurden fortgerissen und auf eine Entfernung von 26 bis 38 Kilometern fortgefegt."

Von einem furchtbaren Tornado, der im vorigen Sommer den Staat Oklahama an mehreren Stellen heimsuchte und 300 Menschen das Leben kostete, erzählt ein Augenzeuge: „Der Tornado erschien im Südwesten in der Form einer vertakilen dunkelgelben Wolke. Die unheimliche Wolke bewegte sich am Horizont, ohne sich vorläufig zu nähern. Dann hörte man einen brummenden Ton, der selbst bei den mutigsten Männern ein herzbeklemmendes Angstgefühl auslöste. Mit rasender Geschwindigkeit näherte sich jetzt die todbringende Säule. Ein Haus wurde in die Höhe gerissen und wieder auf den Boden geschleudert, wo es in einen Trümmerhaufen zerfiel. Von wahnsinnigem Schreck gejagte Menschen suchten Zuflucht in Kellern. Ein Mann wurde in die Luft gehoben — einige Sekunden später lag seine Leiche mit zerschmettertem Schädel auf dem steinigen Pflaster. Ein Haus flog durch die Luft und fiel in den Fluß. Entsetzte Menschen rannten, schon dem Wahnsinn verfallen, in die Keller, dort wurden sie zu Boden geschleudert und getötet. Ein junges Mädchen wurde mehrere hundert Meter weit durch die Luft geschleudert und an einen Baum geworfen, ihr Schädel zerbrach wie eine Nußschale. Einem jungen Mann fuhr ein Baumast wie ein Speer durch den Körper. Ein Reiter, der in der Nähe der Stadt von dem Tornado überrascht wurde, wurde zusammen mit seinem Pferd in die Luft gehoben und an eine Mauer mit solcher Gewalt geschleudert, daß seine Glieder wie Glas zerbrachen. Sechs Pferde wurden aus ihrem Stall herausgerissen und getötet. Eine Katze wurde tot aufgefunden, wobei ihr Körper so flach gedrückt war, als ob das unglückliche Tier unter eine Walze gekommen wäre.

Ein andermal wurde bei einem Wirbelsturm in Amerika eine Kirche, in der gerade eine Trauung stattfand, völlig zerstört. Braut und Bräutigam und alle, die sich in der Kirche befanden, kamen dabei ums Leben. Grauenhafte Beschreibungen von Tornados und ihren Folgen findet man in der amerikanischen Presse sehr häufig. Größere Städte sind im allgemeinen vor Tornados stärkeren Umfangs sicherer als das flache Land. Das Vorzeichen eines Tornados ist gewöhnlich eine tiefschwarze Wolke, die den größten Teil des Himmels bedeckt, von dieser Wolke senkt sich eine Säule, die durch ihre Bewegungen einem Elefantenrüssel ähnelt. Die

Rotationsgeschwindigkeit ist verschieden, doch beträgt sie gewöhnlich 170 Meter in der Sekunde. Sämtliche Tornados, ob stark oder schwach, haben eine zunehmende Geschwindigkeit, die zwischen 50 und 125 Meter in der Sekunde schwankt. Wirbelstürme treten gewöhnlich nach besonders schwülen Tagen auf, sie gehören aber glücklicherweise in Mitteleuropa zu seltenen Erscheinungen.

Die deutsch-russische Pamir-Expedition.

Auf der Suche nach unerforschten Gebieten.

Durch Nobiles Nordpolexpedition unglückseligen Angedenkens, durch das Wiener Sänger- und das Kölner Turnfest und durch die Olympischen Spiele in Amsterdam ist ein Ereignis nicht genügend gewürdigt worden, das allergrößte Beachtung fordert. Vor einigen Tagen ist eine große deutsch-russische wissenschaftliche Expedition zur Erforschung des Pamir-Gebietes aufgebrochen. Diese Expedition, die mit reichen Mitteln ausgestattet ist und der neben hervorragenden russischen Wissenschaftlern und Alpinisten sechs deutsche Gelehrte und fünf erprobte Bergsteiger angehören, hat es sich zur Aufgabe gesetzt, die unerforschten Gebiete Zentralasiens und insbesondere das hochalpine Pamir-Gebiet, das im südöstlichen Teil der Sowjetunion gelegen ist und sich weiter in der Richtung nach Südosten zwischen Afghanistan und China hineinschiebt, wissenschaftlich zu erobern. Die wissenschaftlichen Arbeiten sollen auf breitester Grundlage gemacht werden. Man erhofft Ergebnisse auf folgenden Gebieten: allgemeine Geographie, meteorologische Geophysik, geologische Morphologie, Mineralogie, Zoologie, Botanik, Antropologie, Ethnographie, Radioversuche. Außerdem wird ein Film von der Expedition hergestellt werden. Der Expedition harren schwere Aufgaben; denn es handelt sich zum größten Teil um Gebiete, die noch niemals eines Menschen Fuß betreten hat. Sie sind noch auf keiner Landkarte verzeichnet, und wenn doch, so ganz unwissenschaftlich nur auf Grund von Angaben von Eingeborenen.

Die Welt ist für uns heutige Menschen klein geworden, die Entfernungen schrumpfen dank den Fortschritten der modernen Technik immer mehr zusammen. Und doch gibt es große weiße Flächen auf unserer so klein gewordenen Erde, die noch nicht für die Menschheit erobert sind, von denen wir noch nichts wissen und die der Geheimnisse genug bergen. Im allgemeinen denkt man, wenn man von unerforschten Gebieten spricht, immer nur an den Nord- und Südpol, die eben erst ihre todbringende Anziehungskraft wieder ausgeübt haben. Für die Menschheit und für die Wissenschaft ist es aber sicherlich von größter Bedeutung, die großen Strecken unerforschten Landes in Zentralasien wissenschaftlich einwandfrei zu entdecken. Hier waren es neben Sven Hedin vor allem die Russen, die Vorstöße in dies unbekannte Gebiet machten. Die Russen Przewalski und Koslow, der Schwede Sven Hedin, das sind die Namen, die sich um die Erforschung Zentralasiens ein besonderes Verdienst erwarben. Przewalski ist seit Jahren tot. Koslow ist vor kurzem von seiner letzten Expedition nach Moskau zurückgekehrt und ist mit der Ausarbeitung seiner Ergebnisse, die vielversprechend sind, beschäftigt. Sven Hedin ist auch vor kurzer Zeit erst von einer großen Tibet-Reise zurückgekehrt. Ebenso der deutsche Forscher Filchner. Nun will die deutsch-russische Expedition auf breiterer Grundlage endlich Licht in dies dunkle Gebiet unserer Erdkugel bringen.

Das Ziel der Expedition ist das bisher völlig unerforschte Hochplateau, das an der Grenze von Pamir liegt. Das Hochland ist von einer der höchsten Gebirgsketten der Welt durchzogen, die annähernd um 3000 Meter höher als die Alpen sind. Man vermutet sogar, daß sich dort der höchste Berg des Erdballs befindet, höher als der unbezwingbare Mont Everest. Die klimatischen und geographischen Bedingungen in diesem Hochlande sind deswegen einzig dastehend, weil die Durchschnittshöhe dieses Hochlandes die höchste Bergspitze Europas, den Mont-Blanc überragt, ohne daß gleichzeitig die Besonderheiten alpiner Gebirgsnatur sich bemerkbar machen. Erst die auf diesem Hochplateau emporwachsenden Berge sollen die typische Hochgebirgslandschaft aufweisen. Die deutsch-russische Expedition sieht sich also vor eine der interessantesten Aufgaben gestellt, die weit über das Gebiet des Geographischen hinausgeht, die nicht nur für die Biologie, sondern vielleicht sogar für die praktische Medizin von großer Bedeutung sein kann. Noch mehr: es gibt Anzeichen dafür, daß das unerforschte Hochland bewohnt ist, und daß die Einwohner, von der übrigen Welt abgeschieden, im Besitze einer alten und hohen Kultur sind, die ihren Ausgangspunkt von der iranischen hat und die gewissermaßen Anschluß an die tibetanische Kultur gefunden hat, in sich aber völlig geschlossen ist. Niemand kann wissen, welche Überraschungen die Expeditionsmitglieder erwarten.

Jenny Golders Liebe zu Baron Löwenstein.

Als vor kurzem Jenny Golder, der berühmte Pariser Revuestar, sich eine Kugel ins Herz jagte, und damit einem Leben voller Jugend, Schönheit, Geist und Reichtum ein tragisches Ende setzte, stand ganz Paris vor einem undurchdringlichen Rätsel. Was mochte diese bezaubernd anmutige 32jährige Frau, die noch längst nicht den Gipfelpunkt ihres an künstlerischen Erfolgen so reichen Lebens erklommen hatte, bewogen haben, plötzlich alles hinzuwerfen und sich in das ewige Nichts zu stürzen? Schwermut, sagten die einen, Neurasthenie die anderen.

Jetzt, da sich die Augen der schönen Jenny für immer geschlossen, erzählt im „Neuen Wiener Journal" Peter Sachs, der bekannte Berliner Kabarettkünstler, die Geschichte ihres Herzensromans, dem in der Tat eine tiefe Tragik innewohnt. Wenn die Erzählung vom Liebesleid der weltberühmten Pariser Vedette richtig ist, was wir natürlich nicht nachzuprüfen vermögen, so knüpften sich die ersten Fäden dieser Tragödie in Berlin.

Man erinnert sich, daß im vergangenen Jahre Jenny Golder im Rahmen eines Gastspiels des Pariser Palace-Theaters mit der Revue „Vive la Femme" im Berliner Admiralspalast gastierte. Auch die Berliner unterlagen dem Zauber dieser Frau, die kühle und nüchterne Stadt des Nordens bereitete ihr einen glänzenden Triumph. Damals in Berlin saß in der Loge ein eleganter Herr von auffallend stattlicher Erscheinung, der kein Auge von Jenny Golder abwandte. Er verschlang förmlich mit seinen Blicken das sprühende und wirbelnde Tanzteufelchen auf der Bühne, das gerade eben in köstlich gebrochenem Deutsch den berühmt gewordenen Schlager sang: „Jenny, Jenny . . ." Ein riesiges Orchideenbukett wurde der Künstlerin mit einer Visitenkarte in die Garderobe gebracht. Darauf stand zu lesen: Baron Alfred de Löwenstein, Bruxelles.

Es war der große Brüsseler Bankier und Finanzmagnat, dessen furchtbares Ende eben erst vierzehn Tage lang die ganze Welt in Atem gehalten hat. Damals freilich wußte Jenny Golder noch nicht, wer dieser Verehrer war, der es bald nicht nur bei Blumen bewenden ließ, sondern ihr noch weit kostbarere Zeichen seiner Bewunderung und tiefen Neigung verehrte. Noch ein- oder zweimal erschien Löwenstein in der Vorstellung, dann verließ er Berlin.

So entstand zwischen der Bühnenkünstlerin und dem millionenschweren Finanzmann eine Freundschaft, die im Laufe der Zeit immer inniger wurde und die beiden schließlich in tiefer Liebe aneinander kettete. Die verschiedenartigen Wege ihres Lebens brachten es mit sich, daß sie viel voneinander getrennt waren. Wo immer aber auch Alfred Löwenstein und Jenny Golder weilten, sie konnten einander nicht vergessen und hüteten das Geheimnis ihrer Liebe so verschwiegen, daß nie jemand etwas davon ahnte.

Dann kam die Nachricht vom schaurigen Absturz ihres Freundes nach Paris. Von diesem Tage an war Jenny Golder wie verwandelt. Sie griff verzweifelt zur tödlichen Waffe, weil ihr der Tod Löwensteins Gewißheit war und das Leben ohne ihn für sie allen Reiz verloren hatte.

✳ Lustige Rundschau ✳

* **Überhöflich.** Krautschke und Krautschke sind vielbeschäftigte Rechtsanwälte und ihr Bureauvorsteher ist in ständiger Hast. Eine beliebte Dame kommt in das Bureau und verlangt Herrn Krautschke zu sprechen. Atemlos bittet der Bureauvorsteher: „Nehmen Sie Platz, gnädige Frau, ich werde Sie sofort melden." — „Wissen Sie denn auch, wer ich bin bin?" unterbrach ihn die Dame, „ich bin Frau Kommerzienrat Schmidtchen!" — „Bitte vielmals um Entschuldigung", antwortet der Bureauvorsteher, „nehmen Sie noch einen Stuhl."

*

* **Männer gibt es genug.** „Mein Mann wird den Preis zu hoch finden", äußerte sich die elegante Dame zum Verkäufer, der die Herrlichkeit des Stofflagers vor ihr ausgebreitet hatte. — „Aber erlauben Sie, gnädige Frau", sagte der junge Mann, der sich nicht verblüffen ließ, „Sie können leichter einen anderen Mann finden als noch einmal so preiswerte Stoffe!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg